

Viktor E. Frankl

...trotzdem
Ja zum Leben sagen

Viktor E. Frankl

...trotzdem
Ja zum Leben
sagen

Ein Psychologe
erlebt das Konzentrationslager

Vorwort von Hans Weigel

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Neuausgabe 2009, 11. Auflage 2021

Der Text folgt unverändert

der im Kösel-Verlag erschienenen 9. Auflage 2005

© 1977 by Viktor E. Frankl

Inhaber der deutschsprachigen Buchrechte: Kösel-Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Straße 28, 81683 München

Umschlag: Kaselow Design, München

Satz: Kösel-Verlag, München

Druck- und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-36859-4

www.koesel.de

Inhalt

Vorwort von Hans Weigel

7

EIN PSYCHOLOGE
ERLEBT DAS KONZENTRATIONSLAGER

15

SYNCHRONISATION
IN BIRKENWALD

141

Weitere Werke von Viktor E. Frankl

189

Über den Autor

191

Vorwort

Bekennnis zu Viktor Frankl

Die Wiener Hofburg hat in unserem heutigen Bewußtsein ebensowenig mit dem Hof zu tun wie das Wiener Burgtheater mit einer Burg.

Von einem neuen Jahrhundert längst säkularisiert, republikanisiert, beherbergt die Wiener Hofburg staatliche Sammlungen, Abteilungen der Universität, Vereinskantinen, sogar Privatwohnungen; sie ist Schauplatz von Kongressen, hat Säle für Ausstellungen, Konzerte und Vorträge.

Bei der alljährlich hier abgehaltenen österreichischen Buchwoche erhielt im Herbst 1976, ein Jahr nach Konrad Lorenz, Viktor Frankl in einem festlich gestimmten, strahlend erleuchteten Saal der Hofburg den Donauland-Preis für sein Lebenswerk.

Zwei Aspekte gaben diesem Abend von der Vergangenheit her besondere Bedeutsamkeit.

Im Konzentrationslager, in extremer trostloser und hoffnungsloser Situation fand Viktor Frankl Trost und Hoffnung im Vorgriff auf die Zukunft. »Da stellte ich mir vor, ich stünde an einem Rednerpult in einem großen, schönen, warmen und hellen Vortragssaal und sei im Begriff, vor einer interessierten Zuhörerschaft einen Vortrag zu halten unter dem Titel Psychotherapeutische Erfahrungen im Konzentrationslager und ich spräche gerade von alledem, was ich – soeben erlebte.«

Und nun stand er in diesem großen, schönen, warmen und hellen Saal und sprach. Nicht nur seine therapeutisch

prophetische Phantasie, auch seine Lehre war triumphal bestätigt: Er konnte diesen Abend erleben, weil er ihn im Geist vorwegnehmend damals erlebt hatte.

Der Augenblick hatte aber gerade in dieser Hofburg auch Sinn weit über das Persönliche hinaus.

Solange hier die Kaiser Hof gehalten hatten, hatten sie für alles, was rund um sie an Geist und Kunst geblüht hatte, nicht Augen und Ohren gehabt. Das offizielle kaiserlich-königliche Wien hatte insbesondere an dem großen Aufbruch in das zwanzigste Jahrhundert achtlos, indifferent, stumpf vorbeigelebt. Kaiser Franz Josef I. hatte das Neue nur zur Kenntnis genommen, indem er an dem von Adolf Loos erbauten, herrlichen neuen Haus am Michaelerplatz, das er von den Fenstern seiner Burg aus sehen konnte, Anstoß genommen hatte.

Die Welt hat inzwischen sehen gelernt, was der Kaiser nicht sehen wollte, sie sieht insbesondere in der Stadt Wien, seit sie nicht mehr Kaiserstadt ist, eine Hauptstadt der Tiefenpsychologie und Psychotherapie. Und so machte die Wiener Hofburg an Viktor Frankl gut, was sie Sigmund Freud, und nicht nur ihm, als Kaiserburg vorenthalten hatte.

Für Viktor Frankl kam die zweifache Wiener-Gutmachung spät; ihm gegenüber waren manche Unterlassungen zu sühnen. Denn nicht nur Kaiser haben bei uns große Geister unterschätzt und ignoriert.

Es hatte, dreißig Jahre vorher, verheißungsvoll begonnen. In einem unterirdischen kleinen Theater wurde 1946 eine Diskussion veranstaltet. Ein Mann, den keiner kannte, erschien auf der Bühne. Ich sehe ihn vor mir. Er war klein, unterernährt wie wir alle damals. Er sprach, und die Anwesenden spürten die Bedeutsamkeit des Augenblicks. Er zitierte aus einem Buch, das demnächst erscheinen würde: aus der »Ärztlichen Seelsorge«.

An diesem Abend, in diesem Augenblick, schien sich Viktor Frankls Wiederkehr in das Wiener Geistesleben zu vollziehen.

Seit jenem Abend bin ich mit ihm befreundet. Ich erlebte aus der Nähe seine vielversprechenden neuen Anfänge in der unmittelbaren Nachkriegszeit, die ja auf vielen Gebieten vieles versprach, was die Folgezeit so oft nicht gehalten hat.

Viktor Frankl wurde Dozent, später Professor, er wurde Leiter einer Klinik für Neurologie und Psychiatrie, er setzte jene Karriere fort, die der März 1938 so grausam und tragisch unterbrochen hatte. Er war angesehen, er war bekannt ..., aber Wien hat es auch ihm, wie so vielen, schwer gemacht. Dies erweist unter anderem die Geschichte der beiden Arbeiten, die in diesem Buch vereinigt sind, die nach drei Jahrzehnten dorthin zurückkehren, wo sie geschrieben wurden. Und die letzte Station der Reise ist charakteristischerweise ein Münchener, kein Wiener Verlag.

Die erste Auflage des Konzentrationslager-Berichts (dreitausend Exemplare), in einem Wiener Verlag erschienen, war verkauft. Die zweite Auflage blieb liegen. Ein Dutzend Jahre später erschien in Amerika die englische Ausgabe, erlebte mehr als fünfzig Auflagen, wurde mehrfach »Buch des Jahres« und hat die Zweimillionengrenze überschritten. In fast alle denkbaren Sprachen wurde das Buch übersetzt ... In Wien war Frankl bekannt, er war angesehen. Er durfte sich nicht verkannt fühlen, aber ihm war, als hätte er vielen um vieles mehr zu sagen, als sie ihn in Wien sagen ließen.

Ich war ihm in den ersten Jahren nach dem Krieg sehr nahe und wage es deshalb, an dieser Stelle ein Bekenntnis zu ihm abzulegen – nicht zu dem Arzt, dem Psychologen, dem Philosophen, dem Akademiker, sondern zu der weithin sichtbaren Institution, zum Präzeptor, der er in Wien hätte

werden müssen, der er für mich damals geworden und seither geblieben ist. Ich will ihm für vieles danken, das ich ihm verdanke. Manche seiner Gedanken sind in mein Denken eingegangen, manche seiner Termini in mein Vokabular. Ich wäre oft in Verlegenheit ohne seinen Begriff der »Einstellung«, den ich von ihm gelernt habe.

Diesen Dank allein könnte ich allerdings auch in einem Brief abtatten. Da nun aber hier, endlich, zwei seiner persönlichsten Texte vereinigt und dem Leser deutscher Sprache vorgelegt sind, ist ein Dank besonderer Art fällig, wenn nicht überfällig.

Viktor Frankl hat gelebt, was er lehrt. Er kam aus der Hölle zurück in seine Vaterstadt, er hatte seine Eltern, seinen Bruder, seine Frau, er hatte alles verloren – doch er war frei von allen Impulsen der Rache, der Vergeltung. Nur ganz wenige, die aus den Lagern, aus dem Exil zurückkamen, waren wie er. Er war alsbald wieder, was er gewesen war: ein Wiener Arzt. Er leugnete, von Anfang an, die Kollektivschuld, er betonte immer wieder die positiven Ausnahmen von der unmenschlichen Regel. Er sah das Gute, das ihm und manchem seinesgleichen geschehen war, und überwand dadurch das vielfache Böse. Er »machte gut, was andere verdarben«. Seine Landsleute hatten ihn erniedrigt, gequält ..., er vertauschte das Lager-Gewand mit dem weißen Mantel des Arztes und half ihnen als ärztlicher Seelsorger.

Es läßt sich kaum eine christlichere Haltung als jene dieses »Nichtariers« – und Nichtchristen – denken. Er predigte und verwirklichte den Sinn des Lebens, an den er noch in der äußersten Todesnähe unbeirrbar geglaubt hatte.

Sein Buch ist in der ganzen Welt verbreitet, aber angesichts der damaligen Absperrungen kaum zu einem einzigen Leser deutscher Sprache außerhalb Österreichs gelangt. Es

hat den Originaltitel der Erstausgabe in veränderter Zeit zum Untertitel werden lassen. Denn die Konzentrationslager Hitlers und Himmlers sind heute historisch, sie sind nur ein Beispiel für vielfache andere, neuere Höllen; und wie Viktor Frankl seine Lager-Zeit überwand, das ist inzwischen anwendbar geworden auf viele nicht nur deutsche Situationen, die Zweifel am Sinn des Lebens nahelegen.

Der neue Titel kommt von einer Vortragsreihe, die Viktor Frankl in einer Wiener Volkshochschule hielt und als Broschüre veröffentlichte. Er bedarf der Erklärung.

Dr. Friedrich Löhner-Beda war ein Wiener Literat, hatte mit zeitkritischen Versen begonnen, die populär geworden waren, hatte im Ersten Weltkrieg patriotische Gedichte publiziert, wurde Operettenlibrettist und hat vor allem für Franz Lehár gearbeitet («Friederike«, «Das Land des Lächelns«). Aus dem Monarchisten war ein leidenschaftlicher Zionist geworden. 1938 kam er in ein Konzentrationslager, und dort ist er zugrunde gegangen. In Buchenwald schrieb er den Text eines Buchenwald-Liedes, das ein anderer Wiener Häftling vertonte, ein erschütterndes Dokument, dessen populär eingängige Verse im Marschrhythmus zur Haltung aufrufen und den Glauben an die Befreiung predigen. In diesem Text findet sich die Zeile »Wir wollen trotzdem Ja zum Leben sagen«.

Und dieses Trotzdem-Ja ist auch die Botschaft der »metaphysischen Conférence«, die hier zum erstenmal in Buchform und mit dem Namen des Autors vorliegt.

Sie ist im Lager erlebt und vage konzipiert worden. Ein Jahr nach der Befreiung stieg die Idee aus den Tiefen des Bewußtseins auf – Viktor Frankl schrieb den Text in ein paar Stunden nieder, in einem Atem gleichsam, als würde er ihm diktiert.

Einige Tage später las er seine dramatische Phantasie einigen Freunden vor. Ich war dabei. Ich will nicht vergleichende Literaturwissenschaft betreiben und Querverbindungen zu früheren und späteren verwandten Formen des Theaters bloßlegen. Ich fand und finde in diesem auch literarisch bemerkenswerten Text ein document humain erster Ordnung – und ich kann nicht umhin, die Identität des Engels mit dem SS-Mann in die Nähe von Dostojewskijs Großinquisitor zu rücken.

Frankl hat den Text damals auch einem Innsbrucker Freundeskreis vorgelesen. Ludwig von Ficker, Herausgeber des »Brenner«, der große, verehrungswürdige Trakl- und Kraus-Freund, lernte ihn kennen und erbat sich das Manuskript, das er 1948 in seiner Zeitschrift abdruckte. Nur wer weiß, wer Ludwig von Ficker gewesen ist, kann die ganze Bedeutsamkeit dieser Ehrung eines Zeitgenossen und seiner Botschaft ermessen. Frankl wählte für den »Brenner« das Pseudonym Gabriel Lion – eine Verbindung des Vornamens seines Vaters mit dem Mädchennamen seiner Mutter.

Eine Aufführung, zumindest eine Sendung als Hörspiel, um die ich mich bemühte, war damals leider nicht durchzusetzen. Sie wäre aufgrund dieser Wiederkehr dringend erwünscht!*

Die letzten Jahre haben Frankl für vieles entschädigt, was er durch seine Heimat erleiden und was er in seiner Heimat versäumen mußte. Er ist Vortragsgast in allen fünf Konti-

* Inzwischen hat das Stück zahlreiche Aufführungen erlebt. Die erste Bühnenproduktion – nämlich die Aufführung einer von Joseph Fabry besorgten englischen Übersetzung – erfolgte in der kalifornischen Universitätsstadt Berkeley. Es folgten Aufführungen in Norwegen, Österreich, Deutschland und Schweden sowie szenische Lesungen, Hörspielproduktionen und eine Verfilmung.

nenten, mehrfacher Ehrendoktor, er hatte in Wien eine Gemeinde, er hat nun in aller Welt Schüler, Hörer, Jünger, Bewunderer. Sein Leben ist erfüllt, sein Wirken erfolgreich und weltweit anerkannt.

Auf den Seiten, die hier folgen, aber gibt er uns mehr. In dialektischer Spannung wird aus einem Stück Leben und einem Theaterstück das neue, zeitgemäße Gleichnis von der Größe des Menschen in seiner Schwäche, vom göttlichen Ursprung des Leidens.

Maria Enzersdorf, im Juni 1977

Hans Weigel

EIN PSYCHOLOGE
ERLEBT DAS
KONZENTRATIONSLAGER

DER TOTEN MUTTER

Ein Psychologe erlebt das KZ

Der unbekannte KZler

»Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager.« Es handelt sich sonach um eine Erlebnisschilderung, also weniger um einen Tatsachenbericht; die Erlebnisseite dessen, was so tausendfältig von Millionen erfahren wurde, soll hier dargestellt werden: das Konzentrationslager »von innen gesehen« – vom Standort des unmittelbar Erlebenden. Nicht den großen Greueln gilt daher diese Darstellung – jenen Greueln, die ohnehin schon vielfach geschildert wurden (ohne deshalb allenthalben auch geglaubt worden zu sein) –, sondern den vielen kleinen Qualen oder, mit andern Worten, der Frage: Wie hat sich im Konzentrationslager der Alltag in der Seele des durchschnittlichen Häftlings gespiegelt?

Vorweg sei gesagt, daß die Erlebnisse, auf die sich die folgenden Zeilen beziehen, sich weniger mit Vorgängen in den berühmten, großen Lagern befassen, als mit solchen in den berüchtigten Filiallagern, den Dépendancen der größeren. Es ist aber bekannt, daß gerade diese kleineren Lager ausgesprochene Vernichtungslager waren. Es ist also hier nicht die Rede vom Leiden und Sterben der großen Helden und Märtyrer, vielmehr von den »kleinen« Opfern und vom »kleinen« Tod der großen Masse. Nicht damit werden wir uns zu beschäftigen haben, was der jahrelange Capo oder der eine oder andere »prominente« Häftling zu erdulden hatte bzw. zu erzählen weiß, sondern mit der Passion des »unbekannten« Lagerinsassen. Auf ihn, auf den gewöhnlichen

Häftling, der keine Armbinde trug, haben zum Beispiel die Capos herabgesehen. Während er hungerte, bis er verhungerte, ist es den Capos zumindest ernährungsmäßig nicht schlecht gegangen, ja so manchem Capo sogar viel besser als je zuvor in seinem ganzen Leben. Psychologisch, charakterologisch sind diese Capo-Typen daher auch eher so zu beurteilen wie die SS bzw. die Lagerwache; ihr hatten sich die in Frage stehenden Menschentypen psychologisch und soziologisch assimiliert, mit ihr hatten sie kollaboriert. Oft genug waren die Capos »schärfer« als die Lagerwache und stellten die ärgeren Peiniger der gewöhnlichen Häftlinge, schlugen z.B. manchmal viel mehr auf sie ein als selbst die SS. Wurden doch von vornherein im allgemeinen nur solche Häftlinge zu Capos gemacht, die zu derartigem Vorgehen eben taugten, bzw. sofort abgesetzt, sobald sie in diesem Sinne nicht »mittaten«.

Aktive und passive Auslese

Der Außenstehende, der niemals selber in einem Konzentrationslager war, der Uneingeweihte, macht sich überhaupt gewöhnlich ein falsches Bild von den Zuständen im Lager, wenn er sich das Lagerleben gleichsam sentimental vorstellt und irgendwie verniedlicht, verharmlost sieht, insofern er vom harten gegenseitigen Kampf ums Dasein nichts ahnt, der gerade in den kleineren Lagern auch zwischen den Häftlingen tobte. In diesem Kampf um das tägliche Brot oder um die Lebenserhaltung und -rettung geht es nur allzu oft hart zu; schonungslos wird da für die eigenen Interessen gekämpft, seien es nun die persönlichen oder die eines engsten Freundeskreises. Nehmen wir etwa an, es steht ein Transport bevor, der eine bestimmte Zahl von Lagerinsassen in ein anderes Lager bringen

soll – angeblich; denn man vermutet, und nicht mit Unrecht, daß »es in Gas geht«, daß der betreffende Transport, sagen wir: von kranken oder schwachen Leuten, eine sogenannte Selektion vorstellt, d.h. daß eine Auswahl von arbeitsunfähigen Häftlingen getroffen wird, die zur Vernichtung in einem mit Gaskammern und Krematorium ausgestatteten, großen, zentralen Lager bestimmt sind. In diesem Augenblick entbrennt nun der Kampf aller gegen alle, bzw. gewisser Gruppen oder Cliques untereinander. Jeder sucht sich oder die ihm irgendwie Nahestehenden zu schützen, vor dem Transport zu sichern, bzw. aus der Transportliste im letzten Augenblick noch »herauszureklamieren«. Daß für jeden einzelnen, der hierbei davor gerettet wird, vertilgt zu werden, ein anderer einspringen muß, ist allen klar. Geht es doch im allgemeinen um eine Zahl, um die Zahl von Häftlingen, die den Transport ausfüllen müssen. Jeder stellt dann buchstäblich nur eine Nummer dar; auf der Liste scheinen ja eigentlich nur die Häftlingsnummern auf. Bedenken wir doch, daß beispielsweise in Auschwitz, wenn gleich bei der Aufnahme alle Habe dem Häftling abgenommen wird und er so auch ohne jedes Dokument dasteht, jeder die Möglichkeit hat, sich einen beliebigen Namen, Beruf usw. beizulegen, eine Möglichkeit, von der aus verschiedenen Gründen auch reichlich Gebrauch gemacht wird. Was allein feststeht (in den meisten Fällen in Form einer Tätowierung) und die Lagerbehörden daher einzig interessiert, ist die Häftlingsnummer. Keinem Wachtposten oder Aufseher würde es einfallen, wenn er einen Häftling »zur Meldung bringen« will – was meist wegen »Faulheit« erfolgt –, seinen Namen abzuverlangen; er schaut vielmehr bloß auf die Nummer, die jeder Häftling an bestimmten Stellen von Hose, Rock und Mantel vorschriftsmäßig angenäht tragen muß, und notiert sie (ein wegen seiner Folgen nicht wenig gefürchtetes Geschehnis).